



Abend:

Zeitung.

140.

Dienstag, am 12. Juni 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Heil.)

### Der Fischerknabe.

Die Mutter klagt: „Seit Vater tobt,  
Sollst Du mir Hülfe seyn,  
Doch trittst Du stets im Abendroth  
Mit leeren Netzen ein.

„Die Fischerbuben Strom entlang,  
Sie rühmen all' ihr Glück;  
Nur Du, mein Sohn, kehrest ohne Fang  
Vom Ufer stets zurück.“

Da eilt der Knab' in Hast zum Strand',  
Spricht dunkle Worte aus,  
Und zieht das Netz — fast sinkt die Hand —  
Voll gold'ner Fisch' heraus.

Wie ist der reiche Fund ihm lieb! —  
Bald ist die Hütt' erreicht —  
„Schau, Mutter her!“ — ihr Blick wird trüb,  
Sie zittert und erbleicht! —

Der Knabe spricht: „D' sich nur, sieh!  
Die Fischlein sind von Gold!  
Ich hat die Mir', noch that ich's nie —  
Daß sie für Dich mir hold.“

Die Mutter ruft: „Ihr Heil'gen all'!  
Gewährt dem Kinde Schutz!  
Ich nur verlockt' es ja zum Fall'  
Durch sünd'gen Eigennuß.“

„Wirf, Knabe, in die blaue Fluth  
Den gold'nen Fang geschwind!  
Nicht um der ganzen Erde Gut  
Zausch' ich mein frommes Kind!“

Roswitha.

### Das Hotel Demidoffs in Paris.

Der Russe Demidoff, den man selten ohne das Prädicat Fürst oder Graf nennen hört, ist, seiner eigenen Versicherung nach, weder das Eine noch das Andere, sondern einfacher Edelmann; dagegen besitzt er aber ein mehr als fürstliches Vermögen, welches ihm fünf Millionen Franken jährlicher Einkünfte giebt. Durch die Art, wie Anatholius von Demidoff seine Revenuen anwendet, hat er sich den Ruf eines großmüthigen Beschüzers der Kunst, eines eifrigen Beförderers der Wissenschaft, und, was noch mehr werth ist, den Namen eines warmen Menschenfreundes, eines Wohlthäters der Armen erworben. In diesem dreifachen Verdienste mag man, wenn nicht die Rechtfertigung, doch eine Entschuldigung der Laune des Glückes finden, welche mit selten erhörter Freigebigkeit in Eine Hand die Schätze gelegt hat, die sie tausend Andern entzogen. — Das Haus Demidoffs in der Rue St. Dominique ist keines der größten und stattlichsten Hotels des Faubourg St. Germain, es ist nicht einmal regelmäßig gebaut, kurz es sieht nicht aus, wie die Wohnung des reichsten Privatmannes in Paris. Wenn man aber den schmalen Hofraum durchschritten hat, und in die Hausflur tritt, so bemerkt man sogleich, daß das Innere des Hotels mit seiner Außenseite nicht im Verhältnisse steht; man wird von der breiten, mit Statuen geschmückten Treppe herab von einer Art Serailsluft angeweht, und ein Blick auf die geöffnete Thür des Vor-

zimmers giebt eine Ahnung von den Wundern der Pracht, die sich dem Auge darbieten werden. Die Hausflur enthält wenig Merkwürdiges, außer etwa einer seltsam geformten und gearbeiteten Sänfte, vermuthlich eine Antiquität aus der Perückenzeit, in die man, ich weiß nicht, ob zufällig oder mit ironischer Absicht, die Figur eines garstigen Mopses gestellt hat. Auch das auffallend gut erhaltene normännische Panzerhemd, welches die der Hausthür gegenüber stehende Figur eines Lanzknechts trägt, verdient beachtet zu werden. Ich glaube, man wird früher oder später auf ein ähnliches Waffenstück für die schwere Reiterei zurückkommen, welches gewiß wenigstens dieselben Dienste leistet, wie ein heutiger Kürass und doch weder so unbehüllich noch so schwer ist als dieser. Doch treten wir in das Vorzimmer und betrachten wir die hier aufgestellte prächtige Waffensammlung. Die Todeswerkzeuge fast aller Völker, welche einigermaßen auf die Kunst des Mordens raffinirt haben, sind hier in einem großen Glaschranke in symmetrischen Figuren geordnet: der albanesische Säbel ohne Bügel und Parirstange, mit Gefäß und Scheide von getriebenem Silber, der türkische, züngelnde Dolch des Malayan, der maurische Yatagan, die sichelförmige Waffe des einst so furchtbaren Spahi, und hundert andere Gewehre, seltsam von Form und großentheils namenslos für mich, bilden dieses interessante Arsenal. Ich begreife, warum manche Völker mit Leidenschaft kriegerisch sind. Wie kann man so herrliche, funkelnde, trostige Waffen führen, ohne sie zu lieben, wie sie lieben, ohne ihnen Beschäftigung geben zu wollen? So wird mancher Jäger nur seiner Meute zu Gefallen ein wahrer Nimrod, und so studiren viele Leute lediglich, weil sie eine schön gebundene Bibliothek besitzen. Unter den Waffen befindet sich ein runder Ritterschild mit vorzüglichem Relief. Auf meine Frage nach dem Namen des Künstlers nannte man Benvenuto Cellini; die Arbeit ist wenigstens des Namens nicht unwürdig. Von den übrigen Gegenständen, die dieses Zimmer enthält, erwähne ich nur eine Spieluhr, welche die Stimmen verschiedener Vögel, und namentlich die der Nachtigall besser nachahmt, als man durch rein mechanische Mittel für möglich halten sollte. Das Uhrwerk setzt zugleich eine Menge kleiner Vögel in Bewegung, welche die Schnäbel öffnen, mit den Flügeln schlagen u. s. w. Das Ganze ist eine Spielerei, aber nicht eben eine unglückliche. Die Mitte des folgenden Zimmers wird von einem Kunstwerke eingenommen, über welchem ich alle übrigen Merkwürdigkeiten, die es enthalten mag, übersehen habe; ich spreche von der mit einem Satyr ringenden Nymphe von Pradier. Der weibliche Körper ist unbeschreiblich schön in allen seinen

Theilen; die Lage desselben, die abwehrende Bewegung, der Ausdruck des Gesichts der Nymphe wetteifern mit der Schönheit der Formen. Sie hat dem Bacchus geopfert, dem fröhlichen Gotte, nicht dem wilden Dämon, dessen Mänaden die Sprödigkeit des Orpheus mit dem Tode bestrafen; sie widersteht aber nur, um den Werth des Sieges zu erhöhen, und die wollüstige Beugung ihres Halses, das reizende Lächeln, welches über ihr ganzes Gesicht ausgegossen ist, ihre halbgeschlossenen Augen sind nicht geeignet, den dreisten Angreifer zu entmuthigen. Der Charakter des Satyrs entspricht dem Momente weniger. Während er mit dem rechten Arm die Nymphe umfaßt, zieht er mit der linken Hand das Gewand derselben zurück, und schaut dann so ernsthaft kritisch drein, als handle es sich eben bloß um das Sehen. Seine Miene ist nicht faunisch lüstern genug. Die physische Natur ist auch bei ihm gut wiedergegeben, und zumal die Verschmelzung der menschlichen mit der thierischen Bildung durch leise, aber sprechende Andeutungen an der Stirn trefflich bezeichnet. Uebrigens hat der Charakter der Gruppe nichts Brutales, nichts Niedriges, mit einem Worte, Nichts, was eine liberale Kunstansicht desavouiren müßte. — Das dritte Zimmer ist eins der reichsten im Hotel. An den Wänden freistehende Säulen von seltenem Gestein, abwechselnd mit colossalen chinesischen Vasen, ein Luxus des Ameublements, der an's Fabelhafte gränzt, Gemälde und andere Kunstfachen in Uebersülle. In der Mitte des Zimmers steht ein Becken von Malachit von 15 bis 18 Fuß im Umfange. Da dieser Stein nur in kleinen Stücken bricht, so hat diese ungeheure Schale aus zahllosen einzelnen Theilen zusammengesetzt werden müssen, die mit so großer Kunst in einander gefügt sind, daß das Auge die Art der Arbeit nur aus den Schattierungen des Steins erräth. Ich konnte beim Anblick dieser gewiß unermesslich mühsamen und kostspieligen Arbeit nicht umhin, mich zu fragen: cui bono? Denn ein möglicher Gebrauch des Beckens ist nicht denkbar, und ein Kunstwerk, welches zur Rechtfertigung seines Daseyns keines Zwecks bedarf, kann man es doch nicht nennen. Das Piedestal, auf welchem das Becken ruht, wird durch auffallend schlecht gearbeitete, weibliche Figuren gebildet, und zeichnet sich überhaupt durch seine, wie es fast scheinen könnte, absichtliche Geschmacklosigkeit aus. Unter den Gemälden verdient die Hinrichtung der Johanna Gray von Delaroche einer vorzüglichen Erwähnung. Die junge Königin kniet mit verbundenen Augen vor dem verhängnißvollen Blocke, und empfängt die letzten Worte ermutigenden Zuspruchs. Ihr Gesicht, soweit die Binde es sehen läßt, ist bleich, verstört, sie ist nicht mehr die Stoi-

kerin, die noch jüngst mit dem Manne, der sich dort auf das Beil lehnt, scherzte, sie ist ein Weib, welches im Angesichte des Todes sagt. Delaroche ist ein Künstler, der die Aufgabe zu verstehen pflegt, welche er sich stellt. Auf dieses Prachtzimmer folgt ein Salon, der, wenn nicht eben so glänzend, doch vielleicht noch reicher ist; ich halte jedoch den Leser nicht bei den Kunstfachen und andern Merkwürdigkeiten desselben auf, weil ihre Menge zu groß ist, und ich kein einzelnes Stück, ohne gegen zwanzig andere ungerecht zu seyn, vorzugeweise erwähnen könnte. Eine Seitenthür führt in ein geräumiges Zimmer, welches in hohen Schränken von altfränkischer Form und reichem, wunderlichem Schnitzwerk eine Menge Gold- und Silbergeschirre enthält, deren Anblick manche Hausfrau in Extase setzen würde. Für meinen eigenen Geschmack ist ein solcher Luxus ein wenig zu massiv, und ich habe mir nicht die Zeit genommen, zu untersuchen, ob nach den Worten des Dichters, die Arbeit den Stoff übertrifft, oder ob die Form der Materie nur dient. Auch von dem Schlafzimmer Demidoffs sage ich nur ein paar Worte. Obgleich, oder vielleicht, weil es nicht minder reich decorirt ist, als die übrigen Gemächer, hat es eine auffallend unbehagliche, mit seiner Bestimmung contrastirende Miene. Das Bett lehnt sich nur mit dem Kopfe an die Wand, und ragt, auf beiden Seiten freistehend, wie eine verlorene Insel in das ziemlich große Zimmer hinein. Zu Häupten desselben steht ein vergoldetes Crucifix, am Fußende hängen zwei Degen; Beides scheint mir ein wenig affektirt. Steigen wir jetzt die Treppe hinauf, um in die gewöhnlichen Wohnzimmer des russischen Krösus einen Blick zu werfen. Sie sind mit den herrlichsten Gemälden aus der italienischen und niederländischen Schule decorirt, unter denen eine Dorfszene von Teniers und ein kleines Marienbild von Rafael den Preis verdienen. Der feine Franzose wird hier mit Schrecken gewahr, daß Demidoff dem barbarischen Tabaksgotte opfert. Eine ganze Spiegelwand wird von einer Reihe baumlanger Pfeifen mit faustdicken Bernsteinaufsätzen eingenommen, und die frische Asche in den türkischen Thon- und Meerschamköpfen beweist, daß sie nicht bloße Schaustücke sind. Eine große Sammlung kostbarer Schnupftabaksdosen, die entweder Geschenke oder zu Geschenken bestimmt zu seyn scheinen, sey der letzte Gegenstand, den ich nenne. Von Münzen, Medaillen, Cameen, Bronzen, byzantinischen und andern antiken oder fremdländischen Gefäßen, Kupferstichen und hundert ähnlichen Dingen füge ich nur hinzu, daß sie in allen Zimmern des Hauses vertheilt sind, und daß ihre Menge unermesslich ist. Und zum Schlusse noch

ein Wort über den Besitzer dieser Herrlichkeiten. Er ist ein Mann von etwa 25 Jahren, gütig von der Natur behandelt, unterrichtet, geachtet und beliebt, und trotz dieser Vortheile nicht glücklich. Sehr jung zum Besitze seines unermesslichen Vermögens gelangt, ist er, wie mir es scheint, schnell abgestumpft für die Genüsse, welche ihm dasselbe möglich machte, obgleich er sie nicht gemißbraucht hat. Schon seit Jahren führt er ein geräuschloses und freudearmes Leben, dessen Leere er durch wissenschaftliche Anstrengungen mehr zu vergessen, als zu füllen sucht. Männer von solcher Gemüthsverfassung und solchen materiellen Mitteln sind sehr gefährlich, wenn sie ihr Bedürfniß eines großen, praktischen Wirkungskreises erkennen, und wenn Demidoff einigen Ehrgeiz besitzt, so dürfte die Welt einst von ihm zu hören bekommen.

### Dramaturgisches.

Man giebt in Berlin und Weimar die Brüder des Terenz mit Masken; solche Darstellungen setzen ein Publikum voraus, welches für etwas mehr, als das gewöhnliche Bühnen-Interesse empfänglich ist.

Interessiren uns aber die Alterthümer der Bühne überhaupt, wie viel mehr müssen uns nicht die unsers eigenen Theaters interessiren?

Könnte man nicht eine Geschichte der deutschen Bühne dadurch zur Anschauung bringen, daß man nach und nach eine Reihenfolge von Stücken älterer Zeit so aufeinander folgen ließe, bis man, so zu sagen, die Zeit wieder eingeholt hätte?

Wo sollte man mit einer solchen Reihenfolge den Anfang machen? Da, wo die Sprache dem heutigen Publikum noch verständlich; also etwa bei Gryphius, und so könnten Gottsched, Gellert, Lessing in seinen ältern Stücken folgen.

Eine Gottschedische Tragödie, dünkt mir, müßte einen hohen Lustspiel-Genuß gewähren. Augustus in der Allongeperücke, Kleopatra im Reifrocke, die Galanterie in Alexandrinern der damaligen Zeit! Aber auch das Lustspiel selbst jener Zeiten müßte uns ergötzen. Wir sind gerade fern genug, um jene Sitten befremdend, und gerade nah genug, um noch den Zusammenhang der unsrigen mit ihnen zu erkennen.

R. v. Großkreutz.

Auflösung der drei Silben in Nr. 135.  
Salgenstrick.

## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

## Correspondenz = Nachrichten.

Aus Paris.

Mitte Mai 1838.

Man sage, was man will, der Sommer ist doch die schöne Jahreszeit von Paris. Der Kalenderrechnung nach sind wir noch in der Mitte des Frühlings, allein der Uebergang aus der nassen Kälte in die des Staubes und der Hitze macht sich hier in der Regel so schnell, daß, den himmlischen Befehlen und Herrn Arago zum Troß, der Frühling für die Bewohner von Paris fast ganz aus der Reihe der Jahreszeiten verschwindet, und sich nur etwa an ein Paar einzelnen Tagen mit allen seinen Attributen, seiner lauen, duftigen Atmosphäre, seinem jungfräulichen Grün und seinen frischen Blüthen zeigt. Darum ist in Paris der Mai der erste Sommermonat, und ihm gebührt der Preis vor seinen nachgeborenen wie vor seinen älteren Brüdern. Freilich, das heimliche Kaminfeuer des Boudoirs ist erloschen, die noch jüngst so glänzenden Salons sind verödet, die Musik, dieser fremde Gast in Frankreich, verstummt und entflieht mit der eleganten Welt, welche in Schaaren auf das Land, nach Italien und in die Bäder zieht; aber dafür haben wir warme Luft und blauen Himmel, dafür giebt sich Alles, was von Schönheit, Jugend und Eleganz zurückgeblieben ist, Rendezvous im Tuilleriesgarten, diesem unermesslichen Salon, dessen Honneurs der Sonnenschein macht und wo der erfrischende Schatten den Wirth spielt, dafür dürfen wir jetzt die Barrière de l'Etoile — im Winter die Säulen des Herkules für den Pariser Spaziergänger — überschreiten, uns mit einiger Phantasie im Boulogner Walde im Freien glauben und die fête de Passy mitfeiern, die es bei etwas gutem Willen nicht unmöglich ist für ein ländliches Fest zu halten. In der That hat dieses Fest Manches, was an eine deutsche Kirchweihe oder ein deutsches Bogelschießen erinnert: ein aus zwei heiseren Geigen und einer schwindstüchtigen Clarinette zusammengesetztes Orchester, Waffen und Pfefferkuchen, Glückbuden, in denen ein Duzend Leute um eine Tasse spielen, welche die Hälfte eines einzelnen Einsatzes werth ist, vier Fuß hohe Zwerge und Riesen von der Länge eines preussischen Grenadiers nebst einer Menge anderer Sehens- und Merkwürdigkeiten von ähnlichem Schlage. Dagegen fehlt ihm Etwas, was man bei einem ländlichen Feste in Deutschland selten vermist, die lärmende, oft tumultuarische, aber vom Herzen gehende Fröhlichkeit des Volks, die freilich im Angesicht eines Ueberflusses an Polizeianstalten und Polizeimännern, den man hier nun einmal bei solchen Veranlassungen zur Schau stellen zu müssen glaubt, nicht aufkommen kann. Durch die drohende Gegenwart des personifizirten Befehles wird auch die nicht vorschristwidrige Heiterkeit in ihren ersten Regungen erstickt; auch der, welcher sie nicht zu fürchten hat, wird unwillkürlich durch sie gedrückt und beängstigt. Wer möchte auf einem Kirchhofe ein Bankett oder in einem Gefängnisse einen Ball mitmachen! Der Anblick der Polizei ist Kirchhof und Polizei zugleich für das zu einem Feste versammelte Volk! —

Die Maisonne hat den Pferderennen ein Ende gemacht, welche während der letzten Monate an der Tagesordnung waren. Hierüber hat sich im Grunde Niemand zu beklagen als Lord Seymour, dessen Pferde regelmäßig bei allen Rennen die Ehre des Sieges und einen etwas substantielleren Vortheil, die Preise davontragen. Die Sitte der Pferderennen scheint in Frankreich noch weniger als in Deutschland Wurzel schlagen zu wollen, so sehr sich auch, hier wie dort, die Regierungen und einzelne Privatleute oder Gesellschaften für dieselbe interessiren. Die Franzosen, welche eben so schlechte Pferdekennner als Reiter sind, können sich unmöglich für die Cultur des edeln Rosses passioniren; eine

wahre Leidenschaft für Pferde und Pferdezucht ist aber durchaus nöthig, um das kostspielige und nur unsichern Gewinn verheißende Institut der Rennen zur Blüthe zu bringen. Für die zahlreichen auf dem Marsfelde abgehaltenen Rennen waren nie mehr als 4 Pferde eingeschrieben, obgleich es ihnen an lockenden Speisen nicht fehlte. Von den angemeldeten Pferden wurden überdies gewöhnlich noch einige wieder zurückgezogen, so daß die meisten Rennen nur von zwei Mitbewerbern, manche sogar nur der Form wegen von einem einzigen Pferde gelaufen wurden. An Zuschauern fehlte es den Wettrennen nicht, wie denn überhaupt jeder öffentliche Spektakel sicher ist, die Pariser Neugier anzuziehen, für die selbst eine gebrochene Wagenaxe einen betrachtenswerthen Gegenstand bildet. —

Die seit mehr als anderthalb Jahren auf dem Eintrachtsplatze betriebenen Arbeiten nähern sich ihrem Ende und man darf erwarten, den Platz in seiner neuen Gestalt am nächsten Juliusfeste eingeweiht zu sehen. Der Obelisk von Luror, dieser ungeschlachte Afrikaner, ist nunmehr beinahe hinreichend zugestugt, um sich mit Anstand unter den civilisirten, eingebornen Monumenten zeigen zu dürfen. Eine Dampfmaschine ist, ich weiß nicht wie viele Monate thätig gewesen, um seinen modernen Sockel zu poliren (eine Arbeit, die, wie manche Leute versichern, von drei Tagelöhnern binnen vierzehn Tagen hätte beendigt werden können), und es handelt sich jetzt nur darum, ihm einen seinem eleganten Fuße entsprechenden Kopfschmuck zu geben. Ein Herr Pittorf (der Name erlaubt die schmeichelhafte Annahme, daß der Inhaber unser Landemann sey) hat zu diesem Zwecke mit großem Aufwande antiquarischer Gelehrsamkeit einen Aufsatz von vergoldetem Kupfer vorgeschlagen, und ich will mich nicht dafür verbürgen, daß dieser Vorschlag nicht durchgehe. Auch von einem Blitzableiter für den Obelisk ist die Rede gewesen. Ja, man muß es Paris lassen, es steckt eine unerhörte Masse luminöser Ideen darin, und es bedarf nur der kleinsten Veranlassung, so fahren sie hervor wie Irrwische in der Walpurgisnacht. Doch kehren wir zu dem Eintrachtsplatze zurück. Rings um denselben läuft jetzt eine doppelte Reihe metallener Laternen Säulen. Die vierzig Säulen, jede für eine Laterne eingerichtet, welche die innere Reihe bilden, sind bei mäßiger Höhe von gefälligen Verhältnissen und eleganter Zeichnung. Die zwanzig Säulen der äußeren Reihe haben Dimensionen, die man für ihren Zweck colossal nennen kann; sie haben acht bis neun Fuß im Umfang und eine ihrer Stärke entsprechende Höhe. Man hat sie für je zwei Laternen einzurichten zu müssen geglaubt, und ihnen zu diesem Zwecke eine Gestalt gegeben, die dem für Formenschönheit im mindesten empfänglichen Auge ein wahrer Greuel ist. Etwa ein Drittel der ganzen Säulenhöhe treten nämlich zwei Arme von höchst plumper Form hervor, welche die Laternen zu tragen bestimmt sind. Diese beiden Auswüchse zerstören die ganze Taille der Säule, der man ihretwegen selbst den Namen einer solchen streitig machen könnte. Indem man den Gasflammen ihren Platz so tief an den Seiten der großen Säulen anwies, um sie in gleiche Linie mit den Lichtern zu bringen, welchen bei den kleineren Säulen ihre natürliche Stelle auf dem Knäufe gegeben ist, hat man dem obern Theile der erstern ein gewisses kahles Ansehen gegeben, denn dieser hat nunmehr keinen eigentlichen Zweck, wie man ihn für jedes Werk verlangt, welches nicht eine wahrhaft monumentale Bedeutung oder einen ganz eigentlich künstlerischen Werth in sich trägt. Wahrscheinlich um diesem Uebelstande einigermaßen abzuhelfen, um den Säulen ihrem architektonischen Charakter gemäß Etwas zu tragen zu geben, hat man auf ihre Capitälern einen Aufsatz gesetzt, eine Kugel, die auf einem Urnensfuße ruht und in eine Spitze ausläuft.

(Beschluß folgt.)